

**MICHAELA**

**COEL**

**MiS  
FiTS**

**EIN MANIFEST**





Michaela Coel

*Misfits*

*Ein Manifest*



Michaela Coel

# MISFITS

Ein Manifest

Aus dem Englischen  
von Dominique Haensell

Ullstein



*Für diejenige,  
die mich aus allen Schwierigkeiten herausholt,  
Jasmine Aboagye,  
und die Mama, die uns geboren hat.*



JOHN KEATS

Ode auf die Melancholie

*Du sollst nicht Lethe suchen, sollst nicht Wein  
Aus harter giftiger Wolfsmilchwurzel klopfen,  
    Noch soll Proserpinas blutrote Pein,  
Nachtschattentraube, deine Stirn umtropfen.  
Dein Rosenkranz sei nicht aus Taxusperlen,  
Dein Gram soll nicht zum flaumigen Kauz sich retten,  
    Im schwarzen Falter ein Symbol erblicken  
    Und klagend wandeln unter Trauererlen,  
Sonst wird nur schläfernd Dunkel dich umbetten  
    Und deiner Seele wache Qual ersticken.*

*Doch wenn Melancholie herniederdrängt,  
Gleich wie vom Frühlingshimmel Wolkenweinen  
Um grüne Höhn sein graues Bahrtuch hängt  
Und volle Nahrung gibt den müden kleinen  
Kopfhängerischen Blumen, – oh, so drücke  
Dein Leid in frühen Rosenkelch und schmücke*

*Päonienblühn mit dunklen Gramgeschmeiden;  
Und ist die Herzensherrin trüb, verdrossen –  
Halt ihre Hand in Händen sanft verschlossen  
Und laß den Blick in ihren Augen weiden.*

*Sie lebt, wo Schönheit ist, die sterben muß,  
Wo Freude ist, die stets, die Hand am Munde,  
Zum Gehn bereit – bei schmerzendem Genuß,  
Der Gifte braut aus jeder seligen Stunde.  
Ja selbst im Tempel aller hohen Wonnen  
Besitzt Melancholie Altar und Stätte –  
Wenngleich nur der sie sieht, der Mut gewonnen,  
Der Freudenbeere allzusanfte Glätte  
Mit durstiger Zunge aufzutun: er findet  
Die Schwermut ihrer Macht, die ewig bindet.*

## INHALT

|                               |     |
|-------------------------------|-----|
| <i>Einleitung</i>             | 13  |
| <i>Misfits: Ein Manifest</i>  | 35  |
| <i>Epilog: Nach der Motte</i> | 113 |
| <i>Mottenhinweis</i>          | 121 |
| <i>Danksagung</i>             | 122 |
| <i>Anmerkungen</i>            | 124 |



## *EINLEITUNG*



Hallo,

danke, dass ihr dieses Buch in die Hand genommen und die erste Seite umgeblättert habt, um mehr zu erfahren.

Ich werde das tun, was ich am besten kann: Geschichten erzählen, in der Hoffnung, dass ihr die einzelnen Punkte verbinden und den roten Faden finden werdet.

Ich mag Fernsehen, ich mache gern Burritos und ich mag meine Freund:innen – also kombiniere ich manchmal alle drei und lade Freund:innen ein, um gemeinsam Burritos zu machen und auf meinem Beamer Serien zu gucken. Eines Abends im Jahr 2018 beschwerten sie sich über den starken Geruch

der Zwiebeln, die ich schnippelte, und öffneten das Fenster. Herein kam eine Motte, tanzte um das Licht des Beamers und zerstörte die visuelle Perfektion von *Stranger Things*. Mit ihrem unaufhörlichen Flattern bringen Motten mich aus der Ruhe und stören meinen Flow. Ihre sprunghaften, unberechenbaren Bewegungen jagen mir eine Scheiß-Angst ein – ich hasse sie. Ich hasse Motten schon immer, also habe ich an diesem Abend natürlich Mottenkiller-Spray zur Hand. Ich sprühe so lange, bis die Motte tot auf dem Boden liegt. Ich habe einen solchen Schiss vor Motten, dass ich sie noch nicht einmal anfassen will, wenn sie tot sind. Also bitte ich meine Freundin, die Leiche mit Küchenpapier aufzuheben und zu entsorgen. Aber diese Freundin ist mit Husten beschäftigt – tatsächlich husten jetzt all meine Freund:innen, halten sich Mund und Nase zu, vergraben ihr Gesicht in meinem Sofa oder in ihrer Kleidung. Ich habe anscheinend zu viel gesprüht. Der Geruch ist unerträglich.

Mich dagegen stört das Mottenspray überhaupt nicht, genauso wenig, wie mich der Geruch der Zwiebeln gestört hat. Die Wohnung versinkt im

Chaos, während meine Freund:innen entweder nach Luft schnappend den Kopf aus dem Fenster halten oder gleich ganz aus der Wohnung rennen. Ich stehe so still wie die Mottenleiche. Ich atme ein: Meine Nasenwege sind frei. Ich laufe umher und schnüffle an verschiedenen Dingen in der Wohnung, stecke meine Nase neugierig in Schuhe, Kaffeebohnen, Essig, in die Achselhöhlen meines hustenden Mitbewohners. Ich fühle und höre, wie die Luft sanft in meine Nasengänge strömt, aber diese Reise wird von keinem Geruch begleitet.

Später suche ich ärztliche Hilfe auf. Ich erfahre, dass zwar unklar ist, warum ich meinen Geruchssinn verloren habe, dieser aber häufig nach zwei oder drei Jahren zurückkehrt. Man bietet mir ein Riechtraining an, eine gängige Methode, um die Geruchsnerven zu stimulieren. Ich lehne ab.

Von allen Sinnen, die man verlieren kann, stört mich der Abschied vom Geruchssinn eigentlich am wenigsten. Hätte ich an jenem Tag nicht Mottenkiller versprüht und gesehen, wie meine Freund:innen ausgeflippt sind, wer weiß, wie lange ich nichtsah-

nend ohne Geruchssinn durchs Leben gelaufen wäre? Wie lange schon war mir nicht bewusst, dass er weg war? Ich würde sogar sagen, dass ich ganz gerne unter Anosmie leide.

Okay, ich kann im Falle eines Feuers keinen Rauch riechen, und Verfallsdaten auf Lebensmitteln sollte ich eher huldigen, als mein Schicksal herauszufordern, aber der Verlust eines Sinns half mir auch, den Gebrauch der anderen zu verbessern. Ich höre, sehe und fühle alles und jeden um mich herum aufmerksamer als zuvor. Dafür rieche ich keine Abwasserrohre mehr, keine Katzenpisse, keinen Gestank vom örtlichen Fischladen – mir stinkt von nun an einfach gar nichts mehr. Jetzt stehe ich also in einer öffentlichen Toilettenkabine und starre auf den Grund der Schüssel, so, wie man in die Seele eines Gustavo-Nazareno-Werks in einer Galerie starrt ... fremde, nicht weggespülte Fäkalien schlummern im Wasser, dicke Brems Spuren verunstalten das Porzellan ... Ich kann überhaupt nichts riechen, und das bedeutet für mich, dass eigentlich alles ganz gut riecht.



Im selben Jahr, also 2018, werde ich gebeten, einen Vortrag vor Fachleuten aus der Fernsehbranche zu halten. Die Einladung kommt am Ende meiner Dreharbeiten als Kate Ashby in Hugo Blicks *Black Earth Rising*. Ich hatte zu diesem Zeitpunkt noch nie von der MacTaggart Lecture gehört. Aber okay, ich hatte zu diesem Zeitpunkt auch noch nie von Depeche Mode oder Sarajevo gehört, also no shade auf die Lecture – ich hatte sie einfach nur noch nicht auf dem Schirm. Die MacTaggart Lecture ist eine jährliche Veranstaltung und findet im Rahmen des Edinburgh TV Festival vor 4000 Zuhörenden statt. Ich habe keine Ahnung, worüber ich schreiben könnte oder ob ich wirklich qualifiziert bin, einen Vortrag zu halten, und finde die Vorstellung, eine Stunde lang hinter einem Podium zu sprechen, sehr unattraktiv. Man sagt mir jedoch, dass das nicht die Art von Gelegenheit ist, die man einfach so ausschlägt. Naiv und mit Herzklopfen nehme ich an.



Ich beginne im grünen Somerset mit dem Schreiben, in einem Haus, das mir mein Theateragent großzügig zur Verfügung stellt. So eine »Raum zum Denken und Schreiben«-Nummer. Es ist ein altes Haus in der Nähe eines Postamts, sonst gibt es nicht viel. Gebaut wurde es auf dem Gelände einer ehemaligen Kapelle, die immer noch im sattgrünen Garten steht.

Ich packe meine Koffer aus und schreibe tagelang unermüdlich. Schließlich habe ich einen ersten Entwurf, der stellenweise witzig und durchgehend brutal ehrlich ist und mit einer positiven Botschaft über die Freude und den Sinn endet, den mir das Geschichtenerzählen gegeben hat. Das ist gut, denke ich, das ist in Ordnung.

Schließlich erlaube ich mir, mich auf dem Sofa zurückzulehnen, und während die Nachmittagssonne mit meinen Augenlidern flirtet, schlafe ich ein.

Ich träume.

Der Traum geht so: Es ist mitten in der Nacht, ich liege in genau derselben Position auf dem Sofa, nur anstatt einzuschlafen werde ich von irgendetwas geweckt. Eine Gruppe von Männern ist ins Haus eingedrungen und macht Selfies mit meinem schlafenden Körper im Hintergrund. Sobald sie merken, dass ich wach bin, entschuldigen sie sich und flitzen aus dem Haus.

Ich renne ihnen hinterher und rufe: »Macht euch keine Sorgen wegen der Fotos, das ist okay, eigentlich brauche ich Hilfe!«

Sie schauen sich nervös an.

Ich erzähle ihnen, dass ich versuche, dieses Haus zu verlassen, dass ich mit meinem Handy ein Uber rufen möchte, aber dass ich aus irgendeinem Grund das Display nicht sehen kann. Ich frage, ob einer von ihnen mein Handy nehmen und für mich ein Uber buchen könnte.

Nach kurzem Zögern nimmt einer der Männer mein Telefon. Jetzt, wo ich sie aus der Nähe sehen kann, fällt mir auf, wie unterschiedlich sie sind, also in Bezug auf Größe, Hautfarbe, Alter. Ich beäuge den etwa 1,80 Meter großen weißen Mann in einem Kente-Ballkleid.

»Dein Kleid gefällt mir«, sage ich.

Seine Wangen leuchten glühend rot. Er grinst und scheint so überwältigt vor Freude, dass seine Augen feucht werden.

»Danke«, sagt er.

Einer der Männer gibt mir mein Handy zurück, nachdem er erfolgreich ein Uber gerufen hat. Ich danke den Männern, und wir verabschieden uns. Ich setze mich auf eine Bank vor dem Haus und warte. Der Nachthimmel ist mit Sternen gesprenkelt, ein Anblick, der mir gleichzeitig den Atem raubt und mich beruhigt. Seltsam gefärbte Formen scheinen über den Himmel zu schießen. Es jagt mir Angst ein, mein Herz rast, aber ich versuche, ruhig zu bleiben. Ich denke: *Was auch immer das ist, es ist weit weg am*

*Nachthimmel und kann dir nicht wehtun.* Langsam frage ich mich, warum ich einen so schönen Ort überhaupt verlassen wollte, und gerade als ich beschließe, zu bleiben, fahren zwei Pick-up-Trucks vor. Eine gut gelaunte Frau springt aus dem einen, ein gut gelaunter Mann aus dem anderen.

Die Frau: »Uber?«

Der Mann: »Hat jemand ein Uber gerufen?«

Ich seufze. Ich erkläre ihnen, dass einer der Männer wohl mit seinem eigenen Handy ein Uber gebucht haben muss, was jetzt zu zwei Fahrenden und einem Fahrgast geführt hat. Ups. Und nicht nur das: Ich will gar nicht mehr weg. Jetzt sind sie dran mit Seufzen.

»Oh, wir bekommen hier nicht viele Anrufe«, sagt die Frau.

Die Schuldgefühle lassen mich in ein inneres Problemlösungs-Kaninchenloch fallen.

Plan A: Ich kann in beide Uber-Fahrzeuge einsteigen, wenn ich mich in zwei Teile spalte. Wissen-

schaftlich gesehen ist das der sichere Tod: Beide werden eine tote halbe Michaela in ihren Fahrzeugen haben und der daraus resultierende Shitstorm wird dafür sorgen, dass sie nie wieder arbeiten werden.

Sie warten mit geduldiger Genügsamkeit, während ich krampfhaft nachdenke.

Plan B: Ich *könnte* in beiden Uber-Fahrzeugen fahren, wenn ich alle paar Kilometer aussteige und das Fahrzeug wechsle. Andererseits wiederum bedeutet das für sie eine Menge Anhalten und Anfahren, und sie möchten ja idealerweise ohne zusätzliche Störungen die Autobahnen entlangrasen.

Plötzlich habe ich einen Einfall: Ich schaue die Frau an und mache ihr einen Vorschlag.

»Lassen Sie Ihren Wagen hier stehen; wir beide steigen in das Fahrzeug von diesem Herrn, er fährt uns nach London, Sie wieder zurück, Sie holen Ihren Pick-up-Truck ab, und dann können Sie sich den Fahrpreis teilen.«

»Super, das geht klar«, antworten beide direkt.

Ich steige ein. Ich sitze vorne neben dem Mann, und die Frau sitzt hinten. Wir brausen fröhlich über die Landstraßen. Ich schaue auf den Boden, wo meine Füße sind, und stelle fest, dass er viel tiefer ist als bei einem normalen Fahrzeug. Dort unten tigert ein großer schwarzer Hund hin und her, von der Fahrerseite, wo sich Kupplung, Bremse und Gas befinden, zu meiner: hin und zurück, hin und zurück, langsam, wie in Trance. Ich staune.

»Da ist ein Hund.«

Der Fahrer antwortet mit der liebenswürdigen Sanftheit, die er schon seit Beginn ausstrahlt: »Ja. Haben Sie Angst?«

»Nein, ich wusste nur nicht, dass er da ist.« Schweigend setzen wir die Fahrt fort. Bis ...

Ein Flattern.